

am:WORT:ort

**Dr. Christophe Fricker –
Literaturwissenschaftler und Autor
Rede zur Eröffnung der Ausstellung**

„am:wort:ort“ mit Werken von Michael Weisser
Stadtbibliothek Bremen, Zentralbibliothek, 19. April 2012

Michael Weisser hat schon in den verschiedensten Künsten gearbeitet: als Autor von Gedichten und Romanen, als Musikkonzeptionist und -produzent, als Reisender in der Fremde und zu Hause, als Fotograf, als Sammler, als Programmierer – und einen Gutteil dieser Aktivitäten reflektiert die Ausstellung „am:wort:ort“, deren Eröffnung wir heute feiern. Das Bindeglied in dieser Vielfalt ist das Wort in all seinen Erscheinungsformen und überhaupt in seiner Präsenz. Denn nicht nur Bilder lassen sich ausstellen. Auch ein Wort kann einen Ort haben, kann sichtbar „zur Stelle sein“ oder „fehl am Platze sein“.

Michael Weisser stammt aus Cuxhaven, der Seestadt. Er lebt seit langem in Bremen, und auch in Bremen, so erlebe ich es als Zugezogener, sehnt sich das Land nach dem Meer. In den maritimen Orten Cuxhaven und Bremen verankert Weisser seine Worte, hier in der Zentralbibliothek gleich mehrfach, denn nicht nur im Wallsaal, sondern an vielen Orten im Gebäude hängen Weisser'sche Werke, und so können Sie als Besucherinnen und Besucher diesen Wort- und Bildwerken in Ihrem eigenen Alltag Raum geben.

Nun soll ich hier etwas zu Michael Weissers Arbeit sagen. Ich bin kein Künstler, kein Kunsthistoriker, kein Kunstwissenschaftler. Sie sind erfahrene Ausstellungsbesucher, und deshalb will ich Ihnen keinen Vortrag halten, in dem ich ein Bild nach dem anderen erkläre. Erstens kann ich das nicht, und zweitens ist das Schöne an einer Ausstellung gerade das Entdecken. Ich will mit Ihnen einigen Fragen nachgehen, die Weissers Werke aufwerfen, und mich auf einige Beispiele beschränken.

Aus dem Lesegarten der Bibliothek kennen Sie die Porträtfotos, die Serie der „geslCHter“. Über 1.000 Bremerinnen und Bremer hat Michael Weisser fotografiert, Zehntausende Fotos hat er geschossen. Hier im Wallsaal hängt nun das Bild von Susanne mit den großen Ohrringen, die sie sich die Lippen leckt, und sie sagt „ICH“. Auf einem anderen Bild sehen wir Merle mit den roten Haaren, die sie sich ins Gesicht wuschelt, damit man sie nicht erkennt, Merle mit dem Piercing an der Unterlippe, und Merle sagt auch „ICH“. Weissers Bremer geslCHter provozieren die Frage: Wenn zwei Leute „ich“ sagen, sagen sie dann das gleiche?

Irgendwie schon: Sie verwenden das gleiche Wort. Und dann auch wieder nicht: Denn jeder meint einen anderen. Sich selbst.

Wen das Wort „ich“ jeweils meint, ist nur so zu erkennen: in der konkreten Situation, am konkreten Sprecher, am einzelnen Menschen. Das Wort „ich“ enthält das alles nicht. Ist dieses Wort also ein großer Gleichmacher, ein Wort, in dem Unterschiede eingeebnet werden, wo sie doch gerade zur Sprache kommen sollen?

„Ich“ ist ein Identitätswort. Wer „ich“ sagt, will sich selbstständig machen. Er will sich, wie das einmal hieß, aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit befreien. Die Aufklärung beginnt gleichsam mit dem Slogan: „Ich bin doch nicht blöd. – Ich lasse mich nicht bevormunden. Für mich gilt nicht, was andere vorschreiben.“ Wer „ich“ sagt, will selbst entscheiden, ob er mitmacht oder nicht. Das Ich-Sein ist immer ein Anderssein. Arthur Rimbauds „Ich ist ein Anderer“ brachte diese Spannung zwischen privatem Anspruch und öffentlichen Möglichkeiten vor anderthalb Jahrhunderten für die Moderne maßgeblich auf den Punkt.

Mit dem Ich, das anders ist, beginnt die Aufklärung. Kants Schüler Fichte kannte „Ich“ und „Nicht-Ich“. Mit dieser Unterscheidung orientiert sich der Mensch in der Welt. Und zwar nach Kant und Fichte jeder Mensch, jedes Ich. Damit ist das Ich tatsächlich ein Anzeichen der Gleichheit, die zu den Idealen der Aufklärung gehört. „Ich“ darf jeder sagen.

Das ist nicht selbstverständlich. „Du“ darf nicht jeder zu jedem sagen. „Du“ sagen wir nur zu Freunden. Und zu Gott. Das Christentum beruht nicht auf „Ich“ und „Nicht-Ich“, sondern auf „Ich“ und „Du“. Für den Christen ist das Ich nur zusammen mit dem Du zu denken.

Auch mit dem „Wir“ ist es nicht so leicht wie mit dem „Ich“. In der Monarchie sagt der Herrscher „Wir“. Pluralis maiestatis heißt diese Form. „Wir, Wilhelm ...“ Selbst in der Demokratie ist es, wie wir inzwischen gelernt haben, immer ein „Ich“, das „Wir“ sagt. Nur dürfen und müssen wir immer wieder neu entscheiden, wer für uns sprechen darf. Für uns demokratische Iche.

Durch den guten Gebrauch der Worte „Ich“ und „Wir“ Brücken zu bauen, ist das Vorrecht, ist die Aufgabe der Regierenden. Im Satz „Ich bin ein Berliner“ stand das biographische Ich von John F. Kennedy für die Präsidentschaft der Vereinigten Staaten und alle US-amerikanischen Bürger. Dass Kennedy all diese Menschen, diese Iche repräsentierte, machten ihm seine Berater klar, als er sich weigerte, den Satz zu sagen. Der Privat-Kennedy wollte nicht, der Präsident Kennedy musste „ich“ sagen.

„Wir sind jetzt alle Amerikaner.“ Mit diesem Satz beantwortete Gerhard Schröder nach dem 11. September Kennedys Botschaft. Schröder sprach für alle Deutschen. Dieses „Wir“ eines gewählten Vertreters gehört zum Grundbestand westlicher Demokratien. Helmut Kohl mit seiner Rede von der „Gnade der späten Geburt“ und jüngst auch ein Bundespräsident schienen es in Frage zu stellen und wurden zurecht dafür kritisiert, dass sie zu einem „Ich persönlich“ Zuflucht nehmen wollten.

Bei unserem Ausflug durch die Kulturlandschaft deutscher Worte sind wir – bin ich – nun etwas vom Weg abgekommen. Klar geworden ist aber hoffentlich, dass „Ich“ und „Wir“ nicht nur trockene Grammatik, sondern geistesgeschichtliche Errungenschaften sind. Sie thematisieren Identität.

Das Ich, das Michael Weisser uns in dieser Ausstellung vor Augen führt, erinnert uns daran, dass wir die Freiheit haben, individuelle Geschichten zu würdigen und sie nicht im Namen von Zahlen, Massen und Technologien abzutun. Im immer gleichen Wort Ich kommen Besonderheiten in jeder Situation durch jede Person neu zum Tragen. Wer „Ich“ sagt und sich aus dem „Wir“ verabschiedet, muss nicht immer Recht haben. Aber er hat immer das Recht, die Vereinnahmung durch ein „Wir“ in Frage zu stellen.

Susanne und Merle und Jana und den anderen Porträtierten ist jeweils ein Quadratmeter gewidmet. Die Dimensionen sind klar und eindeutig. Wird Susanne dadurch in ein Prokrustes-Bett gezwängt? Wer nicht passt, wird passend gemacht? Aufgeblasen oder zurechtgestutzt?

Wohl kaum. Michael Weissers Werke sind keine Meterware, Weisser arbeitet nicht am laufenden Band. Die Formate seiner Werke zeichnen sich allerdings durch eine schöne Regelmäßigkeit aus. Der Meter ist uns vertraut, in Fleisch und Blut übergegangen. Wer schon einmal auf einer englischen Autobahn unterwegs war, weiß, wovon ich spreche. Wir sind an den Rhythmus der Leitpfosten gewohnt, die in Deutschland im Abstand von 50 Metern aufgestellt sind, an einen bestimmten Zusammenhang von Zahl, Zeit und Entfernung. Dieses automobiler Bauchgefühl gerät, wenn wir jenseits des Kanals unterwegs sind, Meile für Meile, Yard für Yard ins Trudeln. Alles dehnt sich, dauert länger, bald schnappen wir nach Luft. Michael Weissers Quadratmeter erinnert uns an diese maßvolle Vertrautheit.

Jeder der Quadratmeter sagt Ich, und jeder sagt und zeigt etwas anderes. Im Rahmen des gleichen Formats entdecken wir immer wieder etwas Neues. Vor dem Weitergehen fragen wir uns: Was wird uns der nächste Quadratmeter bringen?

In der Ausstellung „am:wort:ort“ zeigt uns Michael Weisser Worte und Gesichter, und er zeigt uns Codes, so genannte QR-Codes. Das Werk „QR – Was ich vermisste“ ist ein Beispiel. Es macht uns erst einmal stutzig, wir suchen nach Orientierung. Daneben hängt das Werk „Erstes Gedicht“, der mehrfach bearbeitete, um ein Vielfaches vergrößerte Ausriss des Gedichts „Was ich vermisste“. Weissers erste literarische Veröffentlichung erschien 1968 im Feuilleton der F.A.Z. Die beiden Nachbarn werden etwas miteinander zu tun haben, vermuten wir, und genauso ist es: Der QR-Code setzt den Text des Gedichts mit seinen Mitteln um, zeigt den Text als Code an. Beide Werke sind also, in gewisser Hinsicht jedenfalls, identisch.

QR steht für Quick Response – für die schnelle Antwort, die uns Menschen oft schwer fällt. Sind uns die schnellen Codes überlegen? Lassen Sie uns die Frage nicht vorschnell beantworten, sondern erst einmal in Ruhe nachfragen: Was ist eigentlich ein Code? Mit einem Code kann man zwei Dinge machen: Man kann sich verwirren lassen, wenn man ihn nicht auflösen kann. Oder man kann ihn knacken und erfahren, worum es eigentlich geht – was hinter ihm verborgen ist. Der Code hat die Funktion, etwas auszudrücken und dann einigen den Zutritt zu gestatten und anderen nicht.

Er kann deshalb so schnell antworten („Quick Response“), weil er mit jeder verschlüsselten Quellinformation auf restlos erklärliche Art und Weise eine Zielinformation verbindet. Er identifiziert beide miteinander. Das funktioniert nur, wenn klar ist, welche Daten denn verschlüsselt werden sollen. Entscheidend ist die genaue Korrespondenz zwischen Elementen des Codierten und Elementen des Codes. Was zu verschlüsseln ist, muss definiert sein, eine bestimmte Reihe von Daten. Ein ganzer Mensch kann also nicht verschlüsselt werden, denn er ist mehr als eine Reihe von Daten. Ich bin mehr als das, was ein Code verschlüsseln, und mehr als das, was ein Scanner lesen kann.

Und nun kommt Michael Weisser und sagt: Auch ein Code ist mehr. Normalerweise hat der Code keinen eigenen Wert. Er erfüllt seine Funktion und steht dann entweder nicht mehr im Weg oder er steht dauerhaft im Weg (wenn er nicht geknackt wird). Weisser zeigt, dass es noch eine dritte Möglichkeit gibt: den Code nicht in seiner Funktion, sondern als Werk zu sehen. Wir stehen ihm als Bild gegenüber, in einer Ausstellung. Wir staunen, wir bewundern den Wechsel von Schwarz und Weiß, das visuelle Rauschen, wie Weisser das nennt. Wir versuchen, Muster zu erkennen, und wir erfreuen uns dort, wo wir keine Muster erkennen, an der spielerischen Heiterkeit der Formen.

So kommen wir selbst ins Spiel. Ich sehe in diesem konkreten Code das Eine, Sie sehen etwas Anderes. Mit der Ästhetisierung des Codes machen wir ihn nicht zu etwas, was er vorher nicht war. Denn der Wechsel von Schwarz und Weiß war auch vorher so vorhanden, wie wir ihn jetzt sehen. Nur emanzipieren wir uns selbst ihm gegenüber. Wir lassen es nicht zu, dass wir, wie unser Scanner, nur zum Nutzer eines Codes werden. Der Mensch ist nicht das Wesen, das den Code weniger schnell entschlüsselt als der Scanner. Der Mensch ist das Wesen, das den Code frei sehen und befragen und genießen kann und das Wesen, das sich selbst damit ins Spiel bringt.

Dass wir den Code irgendwann knacken können, steht außer Zweifel. Immerhin haben wir ihn und die Maschinen und Algorithmen, die ihn produzieren, selbst geschaffen. Wichtig scheint mir aber, dass wir diese Begegnung zwischen Mensch und Code vom Menschen her denken – von demjenigen, der Ich sagen kann und ein Du einbeziehen kann und für ein Wir Verantwortung übernehmen kann – und nicht von den Ansprüchen einer Maschine her.

Die Codierung ist also nicht nur ein Gewinn (an Effizienz), nicht nur ein Erhalten (der Identität von Informationen), sondern auch ein Verlust (an Ambiguität, an Menschlichkeit). Weisser nennt diesen komplexen Vorgang die „Deformation der Information“ und untersucht ihn in verschiedenen Medien. Seine Assemblage „HTML goes Trash“ bewahrt auf den zerknäulten Papierblättern die ausgedruckten Informationen, macht sie aber durch die verdichtende Zusammenballung unbrauchbar – und auch dadurch, dass die Knäuel arrangiert, befestigt und so dem Nutzerverhalten entzogen werden. Nicht nur wir sind auf Informationen angewiesen. Informationen sind auch auf uns angewiesen, und sie wissen es noch nicht einmal.

Weissers Assemblage „Leben ist Bewegung“ führt diesen Prozess weiter fort. Seiten werden kopiert, zerschnitten, kollationiert, geheftet und befestigt; verschiedene Arbeitsschritte bleiben als solche sichtbar und werden unter Umständen zur Projektionsfläche neuer Worte. Informationen sind fragil, und Worte haben nicht nur einen Ort, sondern sie brauchen einen Ort, wenn sie sprechen sollen. Diesen Ort müssen wir ihnen einräumen. Die Identität und die Integrität des Wortes sind schützenswert. Ein Wort ohne Ort ist kein Wort. Das ist keine simple Feststellung, sondern ein Plädoyer, das ich Michael Weissers Werk und der sorgsam und eindrücklichen Ausstellung hier in der Bremer Zentralbibliothek entnehme.

Im Gespräch sagte mir Michael Weisser kürzlich klipp und klar: „Ich hasse Wiederholungen.“ Daraus schließe ich, dass er keine Maschine ist.

Die Maschine ist auf Wiederholung abgestellt, auf die Herstellung identischer Produkte. Der Mensch wird, wenn sich seine Arbeitsgänge auch noch so sehr ähneln, immer wieder etwas Anderes schaffen. Michael Weisser unterstreicht das, indem er Serien schafft.

Denn die Serien eines Künstlers sind anders als die einer Autofirma. Wenn die neue E-Klasse in Sebaldsbrück in Serie geht, sehen alle Fahrzeuge dieser Serie gleich aus. Jedes Bild in einer Weisser'schen Serie dagegen ist mit den anderen Bildern zwar vergleichbar, aber es gleicht ihnen nicht. Bestimmte Prinzipien werden deutlich, aber die einzelnen Bilder sind keine mangelhaften Abweichungen von einem Ideal wie der eine Wagen, der in der Werkshalle einen Kratzer abbekommt, sondern es sind selbstständige, eigenwertige Arbeiten. Daher kann Weisser die Bilder einer Serie auch heute in der einen Reihenfolge hängen und morgen in einer anderen, und der Eindruck wird dann ein anderer sein. In welcher Reihenfolge fünf E-Klasse-Fahrzeuge stehen, ist dagegen gleich.

„am:wort:ort“ – das Ich wird wieder zum Wort der Emanzipation im Angesicht der Codes, der Quadratmeter wird zum Ort der Fülle, die Serie zur Signatur der Differenzierung.

Nun will ich ganz zum Schluss noch die Frage stellen, was eigentlich an so einer Ausstellung das schönste ist. Beantworten werde ich die Frage nicht, das überlasse ich jedem Einzelnen. Ich will Ihnen nur sagen, was Michael Weisser am meisten genießt: den Moment, wenn alles aufgebaut ist und er noch vor der Eröffnung allein durch die Räume geht und schaut, ob alles so ist, wie er es sich vorgestellt hat. Er hat diesen Spaziergang vorhin gemacht, und ich darf Sie einladen, es ihm später gleichzutun und am Wort-Ort Ihren ganz eigenen Blick auf die Werke von Michael Weisser zu werfen.